

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Dr. Johann Gladnik.

N^o 68.

Samstag den 25. August.

1849.

Nachruf

an
Seraphine Frein von Bois-Aichelburg.

So bist Du in der That dahingegangen,
Von uns geschieden in die bess're Welt,
Um Deinen Lohn vom Höchsten zu empfangen,
Der alle guten, edeln Thaten zählt?

Es war's ein Lebenswohl für's ganze Leben,
Das ich von Dir, Du Theuere, vernahm,
Als ich — um Dir den Abschiedsgruß zu geben,
Vor wenig kurzen Wochen zu Dir kam?

Wie schmerzlich hat die Kunde mich getroffen,
Daß Du uns wirklich schon verlassen hast:
Ich hörte zwar, es sey nichts mehr zu hoffen,
Und doch — war ich darauf noch nicht gefaßt!

Und ungeheuchelt meine Thränen fließen:
Es ist Dein Scheiden, Deiner Kinder Schmerz,
Der Doppelquell, aus dem sie sich ergießen,
Und unnenbbare Wehmuth füllt mein Herz.

Und ganz erfasse ich der Deinen Trauer
Um eine Mutter, wie es Wen'ge gab;
Denn ach, ich kenne des Verlustes Schauer:
Es ruht ja auch die Meine schon im Grab.

Dech — nicht bloß Deine Kinder und Verwandten
Beklagen Deinen frühen Tod; — o nein,
Es stimmen sicher Alle, die Dich kannten,
In ihren Schmerz, in ihre Klage ein.

Dein Gleichmuth, Deine felt'ne Herzengüte,
Die anspruchlos, milde Freundlichkeit,
Die Dich geschmückt, erwarben Dir die Blüthe
Der allgemeinen Achtung weit und breit.

Dein Edelthum, Dein Wohlthun zog die Liebe,
Die Segnungen von Hunderten Dir groß,
D'rum folgen sie, als Opfer ihrer Liebe,
Dir auch mit Thränen in der Erde Schooß.

Der Name Bois wird seit der Väter Tagen
Im Heimathlande wohl verdient geehrt,
Und, o wie würdig hast Du ihn getragen:
Des Ahnherrn, Gatten und des Heims werth!

Nun hast Du sie bei Deinem Gott gefunden;
Bist selig, in der Seligen Verein;
O möchte dieser Glaube, für die Wunden
Der Rückgeblieb'nen, Linder Balsam seyn.

Es gibt am offenen Grabe uns'rer Lieben,
Nur Einen Trost — der ist: Unsterblichkeit
Und Wiederseh'n! Wohl dem, dem er geblieben,
Der sich in seinem Schmerz desselben freut!

Neumarkt am 16. August 1849.

Marie Nagy-Schmann.

Die Vendetta.

Geschichte eines Dolches.
(Aus der Bohemia.)

1.

Sie haben mich, mein Herr, um die Geschichte dieses Dolches gefragt, dieses merkwürdigen Dolches, dessen fantastisch gebildeter Griff ein eigenthümliches Gemisch von Luxus und Roheit darstellt, und dessen mächtiger Stahl einen sicheren Tod dem in Aussicht stellt, dessen Brust er trifft. Schon lange wäre dieser Dolsch der Ihrige geworden, denn, gestehen Sie es nur, Sie tragen große Lust nach ihm; aber bei uns zu Lande, in meinem schönen Corsica, besteht ein altes Sprichwort: Quando coltello si da, amicizia se ne va! *) und Sie bekommen diesen Dolch nicht früher, als bis ich gestorben bin. In Erwartung dieser Erbschaft hören Sie nun die Geschichte:

Wenn Sie unser Felsenland kennen würden, wenn Sie in die Sitten unserer Vollblutcorsen eingeweiht wären, die, wie unsere Alten sagen, noch keine europäische Bildung verdorben hat; wenn ich Ihnen jene Menschen vorführen könnte, mit der Bronzegehalt, mit den feinen regelmäßigen Zügen, dem wilden Ausdruck, den pechschwarzen, leuchtenden Augen, mit den festen, geschmeidigen Gliedern, den behenden Füßen, die sich wie stählerne Klammern an den Felsen halten, und

*) Entsprechend dem deutschen Sprichworte: „Messer zerschneiden die Freundschaft.“

den zarten Händen, deren Finger ohne Unterlaß mit einer verborgenen Waffe spielen; wenn sie mit mir unter das Dach jener ernsten Familien treten könnten, die so hochmüthig im Wohlstande, so stolz in der Armuth, so ängstlich besorgt um die Ehre ihrer Weiber und Kinder sind; wenn Sie im Stande wären, jene Herzen zu verstehen, in denen das Gefühl der Rache die unumschränkte Oberherrschaft führt, deren Liebe mehr grausam als zärtlich ist, deren Leidenschaft sich nie durch eine Liebkosung verräth und deren unversöhnliche Eifersucht wie ein Blitz aus heiterem Himmel losbricht: — dann würden Sie vielleicht auch besser das kleine Drama auffassen, das ich jetzt, so gut es geht, Ihren Blicken vorführen will.

Es sind nun fünfzig Jahre her. Corsica war damals noch weit von jener Stufe der Civilisation entfernt, die es seitdem erreicht hat. Vor Kurzem erst hatte es das Joch der Genueser abgeschüttelt und seine Einwohner fühlten noch den Grimm in ihren Herzen kochen, der durch jene verhasste Sklaverei in ihnen entstanden war. Ihre Haltung, ihre Gesten, ihre Worte, Alles verrieth noch Mißtrauen und ein lang verhaltenes Leiden, und ihr Herz und Geist hatte jene düstere, gereizte Stimmung behalten, die Druck und Knechtschaft zu erzeugen pflegt. Die Justiz, von jeher in Corsica schwer ausführbar, war zu jener Zeit, wo unsere Geschichte spielt, beinahe Null; Genua hatte dieß brave, verstandeskraftige Volk tyrannisiert, aber nicht regiert, und den Sinn für Recht und Billigkeit in ihm nicht geweckt und gepflegt, sondern erdrückt und zertreten. Jener barbarische Gebrauch, von dem Sie gewiß schon gehört haben werden, und den man bei uns zu Hause „Bendetta“ (die Blutrache) nennt, wurde damals wegen der geringfügigsten Dinge geübt, und die Schuldigen, die sich in die Gebirge zurückzogen, wo sie rußten, daß kein Gesetz sie dort erreichen könne, wurden dann gewöhnlich durch Hunger und Noth getrieben und überschwebten die ganze Insel mit Raub und Schrecken. Zur Zahl dieser verbannten Banditen gehörte auch ein gewisser Pietro-Santo, aus Sartena gebürtig, der seit fünfzehn Jahren all' seine Mitbürger beraubte und brandschatzte, gegen die er von seinem Großvater eine Rachepflicht geerbt hatte. Unter den von diesem fürchterlichen Menschen verfolgten Familien war es aber besonders die des Giuseppe Roballini, welche nichts vor dem Hasse des Blutmenschen schützen zu können schienen. Der älteste Sohn Roballini's hatte einen Bruder Pietro-Santo's getödtet, indem er sein Leben gegen einen Anfall dieses Banditen vertheidigte. Seit jener Zeit war der unglückliche junge Mann, von drei Kugeln und einem Dolchstich durchbohrt, in einem Olivenwalde gefunden worden, und auch seine übrigen vier Brüder waren nach einander auf ähnliche grausame Weise zu Grunde gegangen. Von sechs Kindern war dem alten Giuseppe Roballini nur noch eine zwanzigjährige Tochter, Angeluccia, geblieben, deren Geburt ihrer Mutter das Leben gekostet hatte.

Angeluccia's Schönheit und Verstand waren berühmt im ganzen Lande, und Jeder sagte: „Glücklich der

Mann, dem ein solches Weib zu Theil wird!“ Aber, mochten auch noch so viele Freier an die Thüre klopfen, Vater Roballini wies sie Alle ab und Angeluccia wurde darüber nicht traurig. Wenn ihr die Nachbarn von Heirath sprachen, zeigte sie auf ihre Trauerkleider und antwortete: sie hätte genug damit zu thun, ihre Brüder zu beweinen und ihren Vater zu pflegen.

Es war am 25. März, dem Feste Maria-Verkündigung. Im großen Saale, im Erdgeschoße des Hauses Roballini, war Angeluccia damit beschäftigt, mit Hilfe der Magd ihrem Vater das Mittagmahl zu bereiten.

Es war damals in Corsica noch Brauch, und in gewissen Gegenden besteht er selbst bis heute noch, daß die Frauen aus Ehrfurcht nicht mit den Männern des Hauses bei Tische saßen. Roballini war also allein, und doch zählte man sechs Bedecke auf dem Tische, an den sich Giuseppe setzte; erwartete er vielleicht fröhliche Gäste? Aber wenn man ihn so in seinem Vinsenlehnstuhl gedrückt sah, mit dem düstern Blicke, den gekreuzten Armen und der spizen, bis an die Augen herabgezogenen Mütze, dann war es schwer anzunehmen, daß der alte Corse geneigt sey, einen Schmaus zu geben.

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann in den Saal; das Geräusch seiner Schritte ließ den alten Mann ungestört.

Aufmerksamer ohne Zweifel war Angeluccia, sie drehte schnell ihr Köpfchen nach dem Ankömmling, erröthete, lächelte; dann, wie es jedes corsische Mädchen thun muß, wandte sie sich wieder zu ihrer Arbeit, ohne auch nur ein Wörtchen an den Besucher zu richten.

Dieser war ein schöner Bursche von etwa vierundzwanzig Jahren, schlank gewachsen, mit freiem Schritte, das Haupt stolz emporgerichtet und auffallend durch sein antikes Profil, das fast allen Corsen eigenthümlich ist, und das ihnen so häufig eine Familienähnlichkeit mit Kaiser Napoleon gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Neuester Bericht über Californien.

(Schluß.)

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Panama kamen mehrere Schiffe in den Hafen. Jedes bekam sogleich seine volle Schiffsladung an Reisenden. Eines 150, die andern 200 — 300, der „Humboldt“ sogar 400, welche durcheinander auf dem Verdecke und in den Schiffsräumen Platz nehmen mußten. Man fürchtet, daß bei dieser Ueberladung und dem schlechten Zustande der Schiffe mehrere derselben ihre Bestimmung nicht erreichen werden. — Ich sah das Billet in die zweite Cajüte mit 1000 Dollars (5000 Franken) bezahlen, und zahlreiche Reisende drängten sich dazu herbei.

Als der „Kallao“ inzwischen in den Hafen kam, bestätigte er die Nachricht, daß die Mannschaft der übrigen

Dampfschiffe desertirt sey, versicherte aber zugleich, daß es gelungen sey, dieselbe wieder zu ersetzen, und daß sie nächstens ankommen würden. Der „Kallao“ hatte zwei französische Handelsleute an Bord, welche californisches Gold mit sich führten. Der eine, der mit leeren Händen hingekommen war, brachte nach einem halben Jahre 60,000 Franken zurück, während sein Gefährte, der nur fünf Monate dort geblieben war, und sich begnügt hatte, in San Francisco Handel zu treiben, 125,000 Franken zurück brachte. Sie zeigten mir einen Klumpen reinen Goldes, welcher 1½ Kilogramm wog. Bald nach dem „Kallao“ kam der „Oregon“ hier vor Anker; er führte californisches Gold um eine Million Franken mit sich, und eine Menge Reisende, von welchen der ärmste für 10. bis 30,000 Piafter Goldeswerth gesammelt hatte. Den folgenden Tag erschien der „Panama“, der von New-York aus expedirt worden war, und um welchen man Besorgnisse gehegt hatte.

Die Reisenden eilten sogleich an Bord, und der „Panama“ ging mit 350 Personen gleich wieder nach St. Francisco unter Segel. Diese Passagiere hatten, je nach den Plätzen, 600 — 900 Dollars für die Ueberfahrt bezahlt. Sonst, wenn die Plätze in den Bureaux der Compagnie gelöst wurden, kosteten sie nur 100 — 250 Dollars. Die Passagiere auf den geringsten Plätzen speisen mit der Schiffsmannschaft.

Die mit dem „Oregon“ angekommenen Nachrichten bestätigten vollends, was das Gerücht über den Goldreichtum Californiens verbreitet hatte; aber sie meldeten zugleich, daß die Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bei weitem nicht im Abnehmen begriffen sey. Ein Pferd kostet 1000 — 1200 Dollars, ein Duzend Eier wenigstens 5 Piafter (25 Francs). Diener sind gar nicht zu bekommen, und jene, welche man mitbringt, desertiren gleich bei ihrer Ankunft, und eilen auf die Fundstätten. Ja, der regierende General von Californien sieht sich genöthigt, sich selbst seine Stiefel zu wischen.

Am 22. Mai (v. J.) kam endlich der „California“, der ebenfalls seine Mannschaft durch Desertion verloren hatte, und sie nur mit Mühe durch Matrosen, welche ihr erbeutetes Gold selbst zurück bringen wollten, um einen monatlichen Sold von 18 — 20 Dollars hatte ersetzen können, nach Panama. Er hatte die Frau des Generals Smith, welche in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, und 80 Passagiere an Bord.

Ein Bedienter aus San Francisco, welcher einen kleinen Karren und ein Maulthier besaß, hat diese Equipage um jährliche 6000 Piafter (30,000 Franken) vermietet. Sein einziges Geschäft ist, das Maulthier zu führen, welches er nicht einmal zu ernähren braucht.

Wohl ist das Gold noch in größerer Menge vorhanden, als es die amerikanischen Journale verkünden, allein es bedarf unfägliger Mühe, es sich zu verschaffen. Die zwei wichtigsten Punkte, denen sich die Goldsucher zuwenden, sind Sutters-Fork und Stockton am Sacramento — und am

Sanct Joachimsflusse. Die Fahrt nach einem dieser zwei Orte, welche auf allerlei Barken in drei Tagen zurückgelegt wird, kostet, ohne die Nahrung, 25 — 30 Piafter für die Person.

Der Cognac (Branntwein), welcher zu San Francisco eine Unze Goldes die Bouteille kostet, wird auf den Fundstätten 2 und 3 Mal so theuer bezahlt. Trotz der ungeheuren Schwierigkeit, das Gold zu erbeuten, ist es doch überall in bedeutender Menge. Eben sah ich einen Klumpen von 4 Kilogrammes Schwere, den ein Matrose herbrachte, der, mit seinen 7 Cameraden, 65,000 Piafter (325,000 Francs) zurück gebracht hat. Die übrigen Passagiere des „California“ und des „Oregon“ besaßen im Durchschnitte jeder 15,000 bis 35,000 Piafter.

Große Schwierigkeiten erwarten die Schiffe bei der Landung. Gewöhnlich desertirt die Mannschaft schon am ersten oder zweiten Tage, und die Capitäne sehen sich genöthigt, Tagelöhner zu mietzen, welche außer der Beköstigung noch täglich 5 — 8 Piafter Lohn erhalten.

Die zu San Francisco ausgeschifften Auswanderer beginnen meistens damit, sich zu allerlei Arbeiten verwenden zu lassen, um die Summe sich zu erwerben, die zur Reise in die Minen nothwendig ist.

Die Fieber herrschen in den goldhaltigen Gegenden. Die Goldsucher, welche beständig in mit Wasser aufgeweichtem Grunde arbeiten, sind deren erste Opfer. Die Sterblichkeit ist an den Fundörtern außerordentlich groß. Es herrscht hier eine eigene Krankheit, durch welche die Patienten schwarz und zum Selbstmorde geneigt werden. Doch sagt man, daß sie bloß jene treffe, welche das Gold in den Sümpfen suchen.

Nur noch einige Bemerkungen. Jedes in der Gorgona gemietzte Maulthier kostet 50 Franken für einige Stunden; und selbst für sehr geringes Gepäck braucht man deren doch immer mehrere. Der Kahn, den ich auf dem Flusse Chagres mietzte, kostete mich 175 Francs. Seit Beginn der Auswanderung ist der Preis der Lebensmittel bereits auf das Dreifache gestiegen.

Wenn es mir gelingt, mich auf dem „California“ einzuschiffen, welcher nächstens wieder abfahren soll, so erhalten Sie meinen ersten Brief aus San Francisco. Die freundschaftlichen Verhältnisse, welche ich mit Hilfe der von der französischen Regierung erhaltenen Empfehlungsschreiben anknüpfen konnte, werden mich in den Stand setzen, Alles näher und besser zu beobachten, als irgend ein anderer Reisender. Mir ist schon von dem Herrn General Moo, General-Statthalter von Californien, die Zusicherung der wohlvollendeten Unterstützung geworden, so wie ich auch Transportmittel erhalten werde, um mich bis an die entferntesten Fundörter zu begeben, und mit der geringstmöglichen Schwierigkeit die medicinisch-scientifische Mission zu erfüllen, welche mir von Seiten der Ministerien des Aeußeren, des Ackerbaues und des Handels aufgetragen worden ist.

(W. 3.)

Wissenschaftliches.

Beachte Zusammenkunft der Wissenschaftsfreunde.

Am 10. August 1849.

Herr Hauptmann von Wagl hat die am 3. August vorgezeigten Rheiniger Fossilien dem Museum verehrt, und so hat auch Herr Ferd. Schmidt von den heute überbrachten Rheiniger Versteinerungen, welche er im Verlaufe der Woche gesammelt hat, worunter sich eine *Serpula* mit Schale auszeichnete, die besser erhaltenen Exemplare dem Museum gewidmet; den Rest übertieß er den anwesenden Studierenden zur Aneiferung, derlei Funde jederzeit zu berücksichtigen.

Herr Peter Kössler besprach die Sprachgränzen der Südslaven und zeigte einen Probeabdruck der von ihm verfaßten slavischen Sprachenkarte.

Herr Professor Petrucci machte, nach Vacco von Bernusam's Grundsätzen, auf die Gefahren aufmerksam, welche bei Entwurfung neuer Theorien über Natur-Erscheinungen daraus entspringen, daß man nicht früher eine vollständige Reihe von zuverlässigen Thatfachen nach Inhalt und Umfang eines Begriffes sorgfältig sammelt und systematisch ordnet. An dieser Klippe scheiterte von jeher die Natur-Erklärung der Alten und Vieler unter den Neuern; weil sie nämlich aus einer zu kleinen Anzahl von Beobachtungen voreilig ihre Prinzipien ableiteten, und durch diese sofort zur Erklärung aller vorkommenden Erscheinungen mit scharfsinniger Dialektik schritten. Die Entwicklung dieser Ansicht wurde als Eingang zu einem Vortrage über einen meteorologischen Gegenstand vorangeschickt, welcher jedoch, weil er eine weitläufigere Erörterung erfordert, wegen Mangel an Zeit auf die folgende Sitzung vertagt wurde.

Herr Deschmann las einen Brief des Hochwürdigsten Herrn Pfarrers W. Urschitsch aus Steinbüchel vor, bezüglich des darin ausgedrückten Wunsches fortzusetzender Veröffentlichung der üblichen Verzeichnisse über die von Museal-Gönnern gewidmeten Gegenstände.

Feuilleton.

Die Enkel Hofer's — (Söhne seines einzigen Sohnes) finden wir in der „Innsbrucker Zeitung“ aufgezählt: 1. Joseph, Lieutenant bei der 22. Compagnie des Kaiserjäger-Regimentes, fiel bei Goito mit seinem tapferen Hauptmann Kneßch. Feldmarschall Radetzky's Depesche sagte hierüber unter Anderm: „Auch ein Hofer war unter jenen Tapferen, die ihr Blut für das Vaterland vergossen. Nie wird dieser Name entarten.“ 2. Johann, 19 Jahre alt, nun Lieutenant beim Kaiserjäger-Regimente in Italien, hielt sich beim Rückzuge aus Mailand im Jahre 1848 sehr gut, wurde bei Goito mit 35 Mann seiner Compagnie als Cadet-Unterjäger gefangen, nach fünf Monaten ausgelöst, vom Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth und dem Officiercorps enthusiastisch empfangen. 3. Karl, Beamter des k. k. Salinen- und Bergoberamtes in Gmunden, nun 24 Jahre alt, verließ im vorigen Jahre sein Amt, eilte nach Tyrol, diente als freiwilliger Schütze, bewies in Gefechten Muth und Ta-

perkeit, und in Ertragung von Strapazen große Geduld, hat sich auch durch patriotische Aufrufe und Sammlungen für die Armee Verdienste erworben, und ist dem Körper nach beinahe das Ebenbild seines mit Ruhm bedeckten Ahnen vom Jahre 1809, dieser glänzendsten Geschichtskrone von Tyrol; nur ist er von kleinerer Statur. 4. Andreas, 15 Jahre alt, Student, diente im vorigen Jahre in einer tyrolischen Schützencompagnie sehr ehrenvoll und ist Lehensbesitzer des Sandhofes in Passeier. 5. Ferdinand, der jüngste dieser heroischen Brüder und würdigen Nachkömmlinge Hofer's, 13 Jahre alt, Student, will durchaus Soldat werden.

Edelmüthige Handlung. — So reich an Gräueln unsere Zeit auch ist, sie ist nicht weniger reich an schönen Zügen edler Menschlichkeit. Ein Kaufmann, der mit Glaswaren handelte, ließ sich von zwei Trägern eine schwere Kiste aus der Wiener Vorstadt Landstraße in das Innere der Stadt tragen. Da wegen der drückenden Hitze die Träger ganz ermattet waren, so schenkte er ihnen außer den bedungenen zwei Gulden noch einen Gulden. Kaum traten die beiden wackeren Männer aus dem Laden auf die Straße, so bemerkten sie einen iener vielen Unglücklichen, die in der Schlacht ihr Bein verloren, der eine forderte den andern auf, dem Soldaten den erhaltenen Gulden zu schenken. und sogleich übergaben sie dem Soldaten das Geld.

(Woh.)

Papierkorb des Amüsanten.

Interessante Grabschriften.

I. Buchstäbliche Abschrift einer Grabschrift in dem krainischen Städtchen W., die jedoch, leider! zum Schaden der poesiedürftigen Mitwelt, zu verwittern beginnt:

„Ruhe hier friedlich bei ewige göttliche Licht
Joseph S..... am 6. Febr. 1813 geboren,
Entlebe der 6. März 1839 in der Nacht um 11 Uhr
Geruhe — sie rufen O, Jesu laß Seite die Rechte.

Gott! Gott! sei Dir gnädig,

Sei die Stimme ganz:

Frei im Lebenslaufe hier erdlich

Hart betrübt verlassenen Mannes Franz.

Gewidmet am 7. März 1839.

II. In dem Städtchen M..... las ich folgendes, nicht minder interessantes Epitaphium:

Simon P. M..... meister —

1848. Mit war er 73 Jahre er ist

traurig aus dieser Welt gegangen

Den 15. März gestorben und bittet

welcher auf den Friedhoff kommen wird dar er

ein Vaterunser aus betten möge. Und

Bitte auch für meine Familie das

sie möchten auch was helfen. In

Rahmen Jesu Christus. Zwei Jahre ist

es schon vorbei —

Acutus II.

Berichtigung.

In Nummer 66 des „Illyr. Blattes“ vom 18. August d. J. ist auf der 1. Spalte der 4. Seite, Zeile 8, zu lesen: „und durch dieses, so wie durch“ u., statt: „durch dieses, und durch“. Dann in der 12. Zeile daselbst, soll es heißen: „dunklen“ statt: „runden.“